

(Nachdruck verboten.)

## Das Verbrechen des Arztes.

261

Roman von J. S. Rosny.

Autorisierte Uebersetzung von M. v. Berthof.

Am den Tagen, wo Philibert Marguerite nicht treffen konnte, nahm er zu einem besonderen Mittel Zuflucht, um sie trotzdem zu sehen. Sein Besitz beherrschte die Gegend. Durch einen langen Durchstich konnte man das Sandsteingebäude, das die Dufrenés bewohnten, überblicken. Mit seinem Fernglas, das er berufsmäßig zu gebrauchen verstand, konnte er die kleinsten Einzelheiten im Garten und auf der Wiese beobachten. Wenn Marguerite im Freien erschien und nicht gerade unter den Bäumen dahinging, war sie ihm so nahe, als stünde sie auf seiner eignen Terrasse — umsomehr als er jenes durchdringende Auge hatte, ohne das die Bilder, die man durch das Glas heranzieht, nicht sehr wirksam sind. So konnte er sie mit Mühe beobachten und sich überzeugen, daß sie auch in der Einsamkeit ihren ganzen Zauber behielt.

Er mußte seine Indiskretion sehr bald büßen. In weniger als zehn Tagen war Jean Philibert toll verliebt. Weit davon entfernt, sich dagegen zu wehren, that er noch ein übriges dazu. Donzagues gehörte zu jenen Männern, die nicht damit zufrieden, der Liebe zu begegnen, ihr noch nachjagen. Er machte sich aus den Gemütsbewegungen einen förmlichen Beruf und schreckte vor keinen Folgen zurück. Ihm bangte selbst nicht vor der Ehe. Reich an väterlichem Erbe und an weiteren Aussichten, war es längst bei ihm beschlossene Sache, der Frage der Wittigst nur eine sehr geringe Bedeutung einzuräumen. Während der vielen Stunden, die er auf seinem Observatorium zubrachte, prüfte er alle Möglichkeiten des neuen Abenteuers und fand keine davon abschreckend. Wenn er eine Familie gründen sollte, war es nicht herrlich, dieses entzückende Geschöpf zu dessen Stammutter zu machen? Jean Philibert schrieb sich die Kraft zu, die Liebe jeder Frau zu erhalten, und vor allem die seiner eignen. Er übersah seine Zukunft, er sah seine Jahre in einem beglückenden Heim verfließen und ohne sich vollständig in diesen Gedanken einzuleben, befaßte er sich doch gern mit ihm.

Jetzt hieß es also nur noch der Sache näher treten. Zunächst verließ er sich auf seinen eignen Spürsinn. Bei seinen zahlreichen Ausflügen auf jungfräulichem Boden hatte er sich eine gewisse Fertigkeit im Sondieren angeeignet. Er folgte Marguerite, beobachtete ihre geheimen und offenen Wege, und alles, was er sah, enthüllte ihm nur eine unschuldige, naive Existenz. Nur eines entging ihm, da er seine Besuche in Nulnettes stets am Nachmittag machte: die Zusammenkünfte des jungen Mädchens mit Herbeline.

Er versuchte es auf sehr distrete Weise, ihr den Hof zu machen, stieß aber auf eine so verblüffende Harmlosigkeit, daß er es sich gesagt sein ließ. Nun schlug er einen andren Weg ein. Er wendete sich an Madame Montcaury, die ihm für ein erstes Verhör ganz geeignet erschien.

Mit lebhaften Farben schilderte er die verführerischen Eigenschaften des jungen Mädchens. Sie gebrauchte Worte, die nur geeignet waren, die Gefühle eines Verliebten noch zu steigern.

Die Worte Madeleine waren wohl weniger hochtrabend, dafür aber um so überzeugender. Sie suchte das Verhältnis Dufrenés zu ihrem Manne ins rechte Licht zu stellen. Sie lobte den Vater nicht weniger als die Tochter. Da sie die Gefühle Donzagues' erriet, betonte sie absichtlich die Abkunft von Dufrené und räumte ihm einen Platz in ihrer eignen Gesellschaft ein.

Philibert war jetzt überzeugt, daß ein Gentleman nun entscheidend weiter gehen dürfte, und diese Ueberzeugung erhöhte seine Leidenschaft. Er kam jetzt noch häufiger aufs Schloß, trotz Herbelines zurückhaltenden Benehmens, das er übrigens gar nicht merkte. Der Charakter des Doktors blieb ihm ebenso rätselhaft wie allen andren. Er hielt ihn für einen schweigsamen Berufsmenschen, für einen Mann, den die kleinen Ereignisse des täglichen Lebens gleichgültig ließen, sprach wenig mit ihm und bewies ihm eine gewisse Hochachtung.

Eines Nachmittags schritt Jean Philibert langsam durch die Magnolien-Allee im Park von Nulnettes. Das Wetter war gewitterschwül; dunkles, silberumfäumtes Grau stieg vom Westen herauf, und der Himmel zeigte nur noch eine kleine Gruppe blauer Inselchen. Dieses Wetter regte den Spaziergänger sehr auf. Er atmete mit Wollust den Duft der Bäume, er dachte an Marguerite Dufrené.

Blöblich sah er sie vor sich.

In diesem grünlich-violetten Schimmer hatte sie einen ganz außerordentlichen Reiz. Sie näherte sich mit ihrem jungen, elastischen Schritt, mit einem leichten Wiegen der Hüften; im wechselnden Licht schienen ihre Augen bald hell, bald dunkel. Er blieb stehen, ohne ihr ein Wort zu sagen, aber schon war sie mit einem leichten Gruß an ihm vorüber und verschwand immer mehr hinter den Magnolien.

Dieser Augenblick war entscheidend. Wie der kleine, lockere Stein die Lavine ins Rollen bringt, so hatte die Erscheinung des jungen Mädchens alle weiteren Bedenken in den Schlund gestürzt.

Philibert fühlte, daß sein Leben für ihn keinen Reiz haben würde, wenn Marguerite es nicht teilte. Er beschleunigte seinen Schritt, um nach Nulnettes zu gelangen, und war ganz bewegt, als er vor den Damen erschien. Er zögerte nicht, das Gespräch auf den einzigen Gegenstand hinzuleiten, der ihn interessierte, und that es ohne allen Rückhalt.

Madame Montcaury zeigte sich überrascht, aber Madeleine, die schon seit einigen Tagen etwas Neuliches erwartete, nahm die Eröffnung ruhig entgegen. Sie war es auch, die zunächst antwortete:

„Ich glaube, daß es ein Glück für unsre kleine Freundin sein wird; und für Sie auch,“ fügte sie mit einem Lächeln hinzu. „Aber Sie wissen, wir können Ihnen in gar keiner Eigenschaft eine Antwort geben.“

„O, doch!“ entgegnete er lebhaft. „Ich würde sogar zu haupten wagen, daß alles von Ihnen abhängt. Nehmen Sie meine Angelegenheit in Ihre Hand und ich halte sie für entschieden.“

„Wir wünschen ja nichts Besseres,“ antwortete Madame Herbeline. „Aber wie wollen Sie das verstanden wissen? Sollen wir mit Herrn Dufrené oder mit Marguerite oder mit beiden sprechen?“

„Zuerst mit ihr.“

„Fürchten Sie nicht,“ warf Madame Montcaury ein, „daß sie noch etwas zu jung ist? Sie wissen, daß sie eben erst sechzehn Jahre alt geworden ist — und ihr Vater hat ebenso wie wir selbst gar nicht die Möglichkeit ins Auge gefaßt, vor vier Jahren an ihre Verheiratung zu denken.“

Dieser Einwurf brachte Donzagues aus der Fassung. Er wußte nichts andres zu antworten als:

„Sie scheint aber doch eine ausgezeichnete Konstitution zu haben?“

„Die hat sie auch,“ entgegnete die alte Dame. „Aber sie ist noch nicht vollkommen entwickelt. Trotz ihrer schwarzen Augen und Haare kommt Marguerite wie die Mädchen des Nordens etwas langsam in ihrem Wachstum vorwärts. Es wäre Ang, wenn sie sich jetzt noch nicht verheiratete.“

Philibert machte eine Geberde der Enttäuschung, sein Gesichtsausdruck wurde traurig.

„Es giebt vielleicht ein Mittel, um alle Teile zu befriedigen,“ fiel Madeleine ein. „Würden Sie eine lange Verlobungszeit fürchten?“

„Nein!“ rief der junge Mann aufatmend. „Ich will ein Jahr, auch zwei Jahre warten, wenn es sein muß, wenn ich ihr Versprechen nur habe. Ich glaube, daß sie der Treue fähig ist.“

„Ich bin davon überzeugt,“ sagte bestimmt Madame Montcaury. „Sie ist ebenso loyal wie ihr Vater und ist noch bestimmter. Wenn sie etwas verspricht, dann hält sie es auch; wenn sie einmal liebt, dann wird ihr Herz nicht bald abwendig!“

„Ich will sie glücklich machen!“ rief Donzagues voll Feuer. „Helfen Sie mir, sprechen Sie für mich. Wenn Sie es ernstlich wollen, dann wird sie meine Frau.“

„Nun, rechnen Sie auf uns!“ sagte Madeleine. „Wir werden alles thun, was in unsrer Macht steht.“

„Immer vorausgesetzt, daß Sie in den Ausschub willigen!“ bestand Madame Monteaup.

„Ich liefere mich Ihnen mit gebundenen Händen aus,“ sagte er mit Wärme.

Als er gegangen war, sahen Madame Monteaup und ihre Tochter sich einige Zeit schweigend an.

„Das ist ja wie ein Märchen!“ sagte endlich die junge Frau. „Du weißt, wie mich das immer beunruhigt hat. Dieses Kind ist etwas unbedacht herausgezogen worden. Je mehr man für sie gethan hat, desto mehr ist man ihr schuldig. Diese Heirat wäre eine Rettung für sie.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Gemeindeauschubs-Sitzung.

Ein Bild aus dem Leben. Von Lina Leidl.

Schwer geärgert sitzt der Lehrer, der heute Abend wieder einmal seines Amtes als Gemeindefreiber zu walten hat, vor dem altenbedeckten Tisch. Ist es doch schon halb acht Uhr durch und noch immer läßt sich kein Ausschubmitglied blicken, obwohl die Sitzung schon für sieben Uhr angefangen war. Mühsam blättert er in den vor ihm liegenden Schreibereien.

„Das kann übrigens wieder lustig werden heut!“ meint er. Die Sache Schuldhuber — das ist so was für die Großprügelberger. Draußen nähern sich Schritte, und lautes Reden wird vernehmbar. „Na endlich!“ atmet der Lehrer auf.

Der Albanöder, der Falterhofbauer, der zugleich Beigeordneter ist, und der Hachenberger betreten gleichzeitig die Gemeindestube. „Griß Gott, Herr Lehrer! Ist uns ein wengerl spät worden heut.“

„Guten Abend!“

Der Hachenberger, dem der kurz angebundene Ton und die unwilligen Blicke des Lehrers nicht entgangen sind, stößt den Albanöder mit dem Ellbogen und flüstert ihm zu: „Du, der hat aber eine Granke! Dem sind wir schon wieder ’lang ausblieben!“

Der Albanöder, der nicht besonders gut hört, scheint dies auch von anderen vorauszufragen, denn ganz laut giebt er zur Antwort: „Der kann grantig sein von mir aus! Ist ja sonst auch noch niemand da. Wann ich dies vermeint’ hätt’, hätt’ ich mir noch besser die Weis lassen mit dem Hergehn. Ist mir eh noch so nötig eingangen daseim, daß ich g’meynt hab, ich kann schier gar nit fort.“

Mit allen Anzeichen des Bedauerns über den unnötigen Zeitverlust läßt er sich dann auf eine der in der Nähe des Tisches stehenden schmalen Holzbanker nieder. Die beiden andern folgen seinem Beispiele.

Käuspfern und Husten, zwischchen hindurch Ausspucken, wird vernehmbar. „Jetzt kommt der Koflgruber!“ vermutet der Albanöder ganz richtig. Diesem auf dem Fuße folgt der Schlehbauer, das würdige Gemeindeoberhaupt.

„So, jetzt bin ich auch da beim Dasein!“ fährt er sich ein.

„Na, dann kann’s ja losgehen!“ meint der Lehrer und trifft Anstalten, die Sitzung zu eröffnen.

„Ist ja der Kerschbaummer noch nit da!“ meint aber der Bürgermeister.

„Ach ja, richtig, das eine Ausschubmitglied fehlte noch. So sehr dieß den Lehrer kränkte, so mußte er sich doch noch weiter in Geduld fassen. Denn so lange der hohe Rat noch nicht vollzählig war, so lange durfte er auch nicht beginnen.“

„Sitzt’s Euch halt her da zu uns auf d’ Bänk!“ läßt der Falterhofbauer die beiden Zuletztkommenen ein, indem er selbst, Platz machend, bis ans obere Ende der Bank rückt. „Weil Ihr fürs Stehn auch nit besser zahlst werdet.“

Ein paar schwere, ungeduldige Seufzer zittern über den Tisch.

„Geh, hau a Pris her!“ fordert der Hachenberger den Koflgruber auf. Der will dem Wunsche nachkommen, sucht aber seine sämtlichen Taschen vergeblich nach dem Schnupftabak aus. Schließlich bedauert er: „Da kann ich Dir leider Gottes nit aushelfen diesmal. Ich meinet, ich hätt’ mein Tabakglas in der andern Hosen drin stecken lassen, wie ich mich umgezogen hab vohin.“

That schon not, es extra hervorzuheben, daß anläßlich der Ausschubs-Sitzung immer Kleiderwechsel vorgenommen wurde. Gemerkt hätte man nichts davon. Der ganze Raum war erfüllt von einem eigentümlich heizenden Stallgeruch. Der Lehrer ging, das Fenster zu öffnen. Da atmete er doch noch lieber die Schulstubenluft ein; obwohl es da auch nicht immer gerade duftete.

„Thut’s zu lassen, thut’s zu lassen!“ wird ihm aber vom Falterhofbauern ängstlich geantwortet. „Geh ein wengerl ein Zugluft draußn, heut.“

„Aber der Kerschbaummer braucht wieder eine Läng’, bis er herbeikommt!“ ärgert sich der Bürgermeister und alle stimmen ihm lebhaft bei.

Endlich, wenige Minuten vor acht Uhr, kommt der Säumige angekratzt.

„Heut hätt’ ich mich bald ein wengerl verschämt!“ entschuldigt

er sich und läßt sich ohne weiteres auf die Bank niederfallen. „Ist aber noch nit aus der Zeit, gelt nit?“

„Nun, ich denke, daß es wahrlich nimmer zu früh ist, wenn wir einmal anfangen können!“ meint der Lehrer, nimmt einen Bogen vom Tisch auf und beginnt vorzulesen:

„Die Häuslerwitwe Margarata Schuldhuber...“

„Gelt, jetzt bin ich seit dem nimmer zu Dir kommen, daß ich Dich fragen hätt’ können: wie habts Euch denn nachher g’samg’stritten neulich, Du und der Kerschbaummer? Wie viel hat er Dir denn geben für Deinen Däsen?“

Trotz der wiederholten energischen Ruhestiftungsversuche hatte man den Vorlesenden unterbrochen und ein neues Gespräch eingeleitet. Da dieses Thema natürlich viel interessanter war, als das, über welches sie zu verhandeln gekommen waren, so wurde es gierig aufgegriffen. In zuvorkommendster Weise gab der Bürgermeister, an den die Däsenfrage gerichtet war, Auskunft: „Ich hab’ ihn nit herlassen um das bißl Geld. Dies wäre ja schier bald gar kein Gebot g’wesen, das mir der Nazi für den Däsen gemacht hat.“

„Recht hast thau! Geh ihn nur nit her um den nächst besten Schanderling! So muß man seine War’ nit runtersehen, weißt. Ein solches Prachtstück, wie Dein Däsen is, kannst allemal verkaufen und um einen richtigen Preis.“

„Soll mein ich auch!“ stimmt der Falterhofbauer unter beifälliger Kopfnicken zu. Dann frägt er, an alle gemendet: „Was ist’s denn, hat keiner nit inne worden, ob dem Mittermeir seine Stute schon g’worfen wird haben?“

„Jo,“ meldet sich der Kerschbaummer. „A Hengst hat er kriegt, ein mensisch schöns. Der Mittermeir hat mirs selber erzählt. Drei Tag ist’s jetzt alt.“

„Na—a sool!“ wundert sich der Koflgruber. „Da wird’s bei meiner Wägl auch nimmer lang wähen nachher, bis sie kälbert.“

„Wie wird’s denn der Schmidbauern-Mhl gehn? Die soll ja gar so elendig beinander sein, seit ein paar Tagen,“ fällt da einem ein. Nun wird’s dem Lehrer aber doch zu bunt.

„Zum Donnerwetter!“ fährt er dazwischen. „Entweder wir kommen zur Sache, oder ich gehe einfach weg. Ich habe noch mehr zu thun heute.“

„Freilich, freilich!“ beschwichtigt der Bürgermeister. „Gleich fangen wir an jetzt, gleich auf der Stell!“ Und sich in Positur setzend: „Also Wanner, thut’s es derweil nit sein lassen mit Euern ‚Däshirs‘. Dies könnt’s darnach auch wieder ausshinaken. Jetzt haben wir Sitzung. Zwegen der Schuldhuber Rosi ihrem ledigen Kind handelt es sich. Dabits vielleicht eh schon ein Wissen drum?“

Ein paar Bauern brummen „Mhm!“ während die andern vernemend den Kopf schütteln.

„Also, nachher thut’s halt recht fleißig aufpassen auf dies, was Euch jetzt süß lesen wird!“

Nach mehrmaligem, einseitendem Käuspfern liest der Lehrer laut vor: „Die Häuslerwitwe Margarata Schuldhuber erschiene vor wenigen Tagen beim hiesigen Gemeindevorstand und gab dortselbst zur Kenntnis, daß sie wegen der zeitraubenden Pflege ihres Entfels Zepherin, des illegitimen Sohnes ihrer seit acht Monaten in der Kreis-Irrenanstalt untergebrachten Tochter Rosalia, nicht mehr in der Lage sei, sich wie bisher ihr Brot zu verdienen, noch viel weniger für die Erziehungskosten des Kindes aufkommen zu können. Die Margareta Schuldhuber stellt deshalb an die Gemeinde Großprügelberg das Ansuchen, ihr einen jährlichen Zuschuß von fünfzig Mark gewähren zu wollen. Sollte dieser ihrer Bitte nicht nachgegeben werden, so sähe sie sich gezwungen, das Kind wegzugeben und sämtliche Erziehungskosten der Gemeinde aufzubürden.“

„A sool wär die g’fotten!“ Der Hachenberger schnellte von der Bank auf. „Ein Geld möcht sie gar haben? Weil unsre G’mag eh noch keine Lasten und keine Zahlungen hat mit dem Häuslg’schlump aufeinander! Wie lang ist’s denn her jetzt? Vier Wochen mit Hundschanden, daß wir bare 125 Mark an die Warrnhaus-Verwaltung g’habt haben als Kostgeld für die Rosi. Und jetzt dürft’n wir gar für ihren Bangert auch noch zahlen! Die käm mir in mein’n Magen, die!“

„Und fünfzig Mark möcht’ sie gleich haben!“ sekundiert der Falterhofbauer. „Ich ließ mirs noch g’fallen, wenn sie grad’ zwanzig begehren thät.“

„Ja, meinst leicht Du, daß wir der zwanzig Mark geben?“ schießt der Albanöder. „Möcht wissen, für was? Etwas, daß sie ihren faulen Körper nit abzuriegeln braucht? Da wär’s ein Leichtes, wenn ein sonst nit g’thun brauchet, als wie den ganzen Tag für einen solchen Wammerling hinsitzen. Sell glaub’ ich schon, daß ihr dies g’fallen thät, der Schuldhuberin. Die scheut eh d’ Arbeit, als wie der Teufel den Weißbrummen.“

„Jetzt hast es einmal erraten! Arbeitscheu ist sie!“ bestätigt der Hachenberger. „Da hab ich Zeugen und Beweiss dafür. Was meinst denn, daß meine Bäuerin für eine Antwort kriegt hat derselb, wie sie g’meynt hat, die alt’ Schuldhuberin sollt’ auf ein paar Tag zu uns kommen zum Erdäpfel klauen?“

Wie alle gespannt aufhorchen, äfft er eine krächzende Weiberstimme nach: „Ich thät ja von Herzen gern kommen, Hachenbergerin, aber ich kann ja nit von meinem Zepherinerl weg, schau!“

Alle, mit Ausnahme des Lehrers, lachen.

„Und einer solchen soll man noch was zahlen auch? Einer solchen, die frei stinkt vor lauter Faulheit? Dies wär doch schon eine himmelsdreieude Sünd, was solches!“

„Als wie wenn sie den Bangert nit diernmal einen Tag allein



„Gute Nacht, Herr Bürgermeister! —“  
 „Zeit, weit öffnet der Lehrer die Fenster . . .“  
 „Gott sei Dank, für diesmal hätten wir's hinter uns! Treuen  
 wie uns auf die nächste Sitzung!“ . . .

## Kleines feuilleton.

e. k. Oesterreichische Weihnachts- und Neujahrsgebräuche. In  
 feinen „Jugenderinnerungen“ kommt Ludwig Passarge auf  
 einige Volksgebräuche, die damals und zum Teil noch heute im Ost-  
 preussischen lebendig sind, zu sprechen. In Wolitzna (bei Königs-  
 berg) erschienen am Weihnachtsabend der hl. Christ, welcher die  
 trägen Spinnerinnen kräftig durchprügelte, und die hl. drei Könige mit  
 einem sich drehenden Stern; am häufigsten aber Jungen mit einem  
 Brummtopf, einem kleinen Fasse, daran sich ein Strang von Pferde-  
 haaren befand, welche nahgemacht und, mit der Hand gestrichen,  
 kräftig brummten. Dabei sangen sie ihre Wünsche, z. B.:

Wir wünschen dem Herrn einen goldenen Tisch,  
 Auf allen vier Ecken gebratenen Fisch.  
 Wir wünschen dem Herrn eine Kanne mit Wein,  
 Auf daß der Herr kann lustig sein.  
 Wir wünschen der Frau einen goldenen Thron  
 Und übers Jahr einen jungen Sohn.

Sehr gefürchtet war am Neujahrsabend der Neujahrsbock, bei  
 welchem einer der Knechte mit geschwärztem Gesicht und einem sehr  
 realen Kantschn steckte. Seine Ankunft erweckte stets einen all-  
 gemeinen Aufruhr der Mägde, denn auf diese war es in erster Reihe  
 abgesehen. Die Kinder „griffen (wie auch noch heute) nach Glück“,  
 welches unter verdeckten Tellern in folgenden Gestalten auftrat:  
 Himmelsleiter, Totenkopf, Kind, Wiege, Schlüssel, Brot, Geld,  
 Glid usw.

Um in die Zukunft zu blicken, setzte sich die Magd auf den  
 Boden und warf den Pantoffel („Schlorren“) des rechten Fußes rüd-  
 wärts über den Kopf. War die Spitze der Wersenden zugewendet,  
 so blieb sie im Hause, umgekehrt nicht.

Wollte die Neugierige den „Zukunftigen“ erraten, so setzte sie sich  
 nachts zwischen elf und zwölf Uhr auf einen Stuhl und stellte einen  
 andern daneben, damit der „Zukunftige“ darauf Platz nehme. Oder  
 sie schaute, ein Licht in der Hand haltend, in den Ofen, der ja be-  
 kanntlich auch in den Märchen eine nicht kleine Rolle spielt.

Weniger harmlos war das sogenannte „Rosemod-Zagen“. Ein  
 Nichtwissender wurde unten an die Bodentreppe mit einem großen  
 Getreidesack gestellt, um den „Rosemod“ aufzufangen. Zudem er so  
 gespannt auf denselben wartete, wurde er von oben mit einem Eimer  
 Wasser begossen.

Ganz unschuldig war das sogenannte „Hägleichen“; ferner das  
 „Häufelchen-Pusten“, welches darin bestand, daß ein jeder der Teil-  
 nehmer, welche rings um einen Tisch saßen, in einen Haufen Häufel  
 einen Pfennig warf. In dem Häufchen, welches sodann jeder Mit-  
 spielende zugeteilt erhielt, suchte dieser durch Fortpusten des Häufels  
 zu ermitteln, ob darin Geld vorhanden oder nicht. Der Inhalt war  
 dann sein Gewinn.

Beim „Mehlschneiden“ wurde ein auf einem Teller auf-  
 gestülptes Häufchen Mehl, nach der Reihe, solange angeschnitten,  
 bis eine oben eingesteckte Münze herabfiel. Derjenige, bei welchem  
 dieses geschah, hatte die Aufgabe, die Münze mit dem Munde aus  
 dem Mehl herauszunehmen. —

### Kulturgeschichtliches.

— Ein schweizerisches Sittengefeh aus dem  
 Jahre 1803. Die „kölnische Zeitung“ schreibt: Vor hundert  
 Jahren, kurz nachdem die sogenannte helvetische Consulta die von  
 Bonaparte entworfene Mediationsakte angenommen hatte, erließ der  
 kleine Rat von Luzern ein 24 Artikel umfassendes neues Sittens-  
 gesetz, das am 11. November 1803 in den katholischen Kirchen ver-  
 lesen wurde und worin es u. a. heißt: Ein nicht verheirateter  
 Mann, der zum erstenmal Vater wird, hat, wenn er nicht über  
 3000 Fr. Vermögen besitzt, 32 Fr. Strafe zu zahlen; besitzt er  
 mehr, so beträgt die Strafe 64—240 Fr. Bei jedem Mißfall wird  
 die Strafe verdoppelt; für die Mutter beträgt sie in allen  
 Fällen die Hälfte. Der Ehebrecher hat zum erstenmal das  
 Doppelte der Strafe zu bezahlen, die für ein von unverheirateten  
 Personen stammendes Kind zu erlegen ist, zum zweitenmal das  
 Dreifache, zum drittenmal das Vierfache usw. Um öffentliches  
 Vergernis zu vermeiden, sollen die vorerwähnten Vergehen soweit  
 wie möglich geheim gehalten werden. Jedes schwangere Mädchen  
 hat persönlich oder durch einen Bevollmächtigten dem Polizei-  
 präsidenten eine Erklärung abzugeben, worüber es eine Bescheinigung  
 erhält. Wer ein uneheliches Kind außerhalb seiner Gemeinde unter-  
 bringen will, hat hierzu die Erlaubnis des Kleinen Rates einzuholen,  
 der sich vor deren Erteilung vergewissern soll, ob das Kind in  
 katholischer Gegend erzogen wird. —

### Aus dem Pflanzenleben.

— Eine lebende Fontäne. Im Jahre 1672 schrieb der  
 Botaniker J. Muntingh von der Zimmerpflanze *Colocasia anti-*  
*quorum* (Düldenblume), daß sie des Nachts durch ihre Blätter Wasser

ausprie, wenn die Blätter halb offen und noch aufgerollt sind.  
 „Das Wasser strömt in einem Bogen wie eine Fontäne aus, so  
 dünn und fein als ein Haupthaar, jedoch so, daß ein williger und  
 aufmerksamer Beobachter es sehen und seine Hand darunter-  
 haltend, sich überzeugen kann, daß sie von einem reinen  
 Wasser naß wird. Wenn die Blätter ganz offen sind, nimmt  
 diese Kraft ab, und sie geben dann aus den Blattspitzen ganze  
 Wassertropfen, so klar wie Kristall, welche auf die Erde fallen und  
 sie befeuchten . . .“ „Dieses Wunder der Natur“, fährt er fort,  
 „wird dem gefälligen Leser nicht nur sonderbar, sondern vielleicht  
 unglaublich erscheinen, obgleich die Sache wahrhaftig und un-  
 bezweifelbar ist und auch oft von ehrlichen und vortrefflichen Leuten  
 in meinem Garten gesehen und mit Erstaunen anerkant ist, wenn  
 ich ihnen dieselbe zeigte.“

Thatsächlich wurde diese so anschaulich beschriebene seltsame Er-  
 scheinung viel bezweifelt und da sie nicht wieder beobachtet wurde,  
 auch ganz geleugnet. Vor kurzem aber wurden die Angaben Mun-  
 tinghs wieder in ihre Rechte eingesetzt und von Professor Hans  
 Molisch vollinhaltlich bestätigt. Demnach findet an den jungen, ein-  
 gerollten Blättern der *Colocasia* und verwandter Blattpflanzen that-  
 sächlich unter günstigen Umständen ein ständiges Emporsteigern  
 kleiner Wassertropfen statt (in der Minute bis zu 190 Tropfen!),  
 was eine wahre, kleine Fontäne vortäuscht. Am intensivsten arbeitet  
 dieser lebende Springbrunnen des Nachts und an trüben Tagen,  
 um bei Sonnenschein fast ganz zu versiegen. Schon dies  
 deutete darauf hin, was durch die Untersuchung bestätigt  
 wurde, daß die Wasserabscheidung nichts als ein sehr lebhafter  
 Transpirationsvorgang ist. Nicht geklärt dagegen ist es noch, warum  
 die Auspriesung der Tropfen in Intervallen erfolgt, obwohl die  
 Ansicht von Molisch, daß dabei der bei dem Austritt des Wassers  
 sich geltend machende kapillare Widerstand in den Wasserpalten eine  
 Rolle spielt, viel Wahrscheinlichkeit für sich hat.

Dies hübsche Phänomen läßt sich bei Glashauseremplaren an  
 Regentagen sehr leicht beobachten und es ist nur verwunderlich, daß  
 es so lange bezweifelt werden konnte. —

(„Umschau.“)

### Humoristisches.

— Marktweiber-Zug. Junge verheiratete Frau  
 (die zum erstenmal auf den Markt geht): „Ist das aber auch ein  
 Weibchen, liebe Frau? Ich möchte meinem Manne heute eine  
 Rognerhauce machen!“

Fischhändlerin: „Natürlich, gnä' Frau — dees seh'n S'  
 doch an dem lieben G'sichter!“ —

— Vorübung. Dorfbader (zum Lehrbuben):  
 „Nodel, zieh' mir d' Stiefel aus, damit Du auch allmählich 's  
 Zahnzieh'n lernst!“ —

— Seine Ansicht. Bauernwirt (bei dem ein junges  
 Ehepaar eingelehrt ist): „Die ganzen Knödel haben f' auf-  
 gegessen . . . na, das ist auch nur eine Vernunftheirat  
 gewesen!“ —  
 („Zitierende Blätter.“)

### Notizen.

— Einen Preis von 3000 Mark schreibt der Verlag der  
 „Hamburger Nachrichten“ für eine Erzählung aus, die in  
 Niedersachsen spielt. Letzter Einlieferungstermin ist der  
 1. Juli 1904. —

— Vom Verlag Dr. J. Marchlewski u. Co., München, ist uns  
 zugegangen: „Die Doktorsfamilie im hohen Norden“,  
 ein Buch für die Jugend von A. Gjem-Selmer. Mit einer Um-  
 schlagszeichnung von Billy Schwarz. Preis gebunden 2 M. —

— Ernst von Wildenbruch's neues Bühnenstück „Der  
 unsterbliche Felix“ ist auch vom Wiener Burgtheater  
 zur Aufführung angenommen worden. —

— Gumpelind's Oper „Hänsel und Gretel“ wird  
 nächstens neuinszeniert und neuausgestattet im Opernhause ge-  
 geben werden. Die neuen Dekorationen werden im Hoftheater-  
 Atelier von Hans Kautski gemalt. —

— Raucheneggers Oper „Platorog“ fand bei der  
 Erstaufführung im Eberfelder Stadttheater eine gute  
 Aufnahme. —

— Eine neue dreialtliche Operette von Franz Lehár „Der  
 Göttergatte“ wird noch in diesem Winter im Wiener Karl-  
 Theater die Erstaufführung erleben. —

— Das Defizit des Pensionsfonds der Wiener  
 Hofoper hat jetzt rund 473 000 Kronen erreicht. —

— Der „Deutsche Künstlerbund“ in Weimar hat Graf  
 Kalkreuth zum Präsidenten und Klingner, Liebermann,  
 v. Uhde und Graf Harry Stehler als Vicepräsidenten gewählt. —

— Die Meldung der „Münchener Neuesten Nachrichten“, daß an  
 der Münchener Akademie die Kurse wegen fehlender  
 Modeller der vorzeitig geschlossen werden mußten,  
 erweist sich als falsch. Der bayerische Landtag hat im vorigen  
 Jahre alle geforderten Mittel im vollen Umfange von 28 000 M.  
 genehmigt. —

e. Der „Obelisk des Mont Pelée“ ist jetzt in dem  
 Lavafegel verschwunden, der sich um ihn gebildet hat. —